



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ernteleben im Kaffernland, Dreschen, Mahlen, Kochen usw.

Mschlakaja eilt zum Fluss und findet an der bezeichneten Stelle ebenfalls diese sonderbaren Männer. Sie geben ihm die Weisung, zurückzufahren, sich auf die herkömmliche Weise durch Heilkräuter und geheime Medizinen zu reinigen und den Geistern der Verstorbenen einen Ochsen als Opfer darzubringen. Nach vier Tagen solle er zu einer bestimmten Stunde wiederkommen, und da würde er dann von ihnen wundersame Dinge zu hören bekommen.

Die fremden Männer hatten in ihrem ganzen Wesen etwas ungemein Gebreiterisches, somit tat Mschlakaja aufs Wort, was sie ihm befahlen hatten. Am vierten Tage ging er abermals zum Flusse. Die fremden Männer waren wieder da. Zu seiner größten Verwunderung sieht Mschlakaja seinen leiblichen Bruder unter ihnen, der doch schon vor mehreren Jahren gestorben war. Da geht ihm mit einem Schlag ein Licht auf! — Er weiß, wer die fremden Männer sind: es sind amadhlozi, Geister der Vorfahren!

Diese aber teilen ihm mit, sie seien die Feinde des „weißen Mannes“, den sie mit unerbittlichem Hass verfolgten. Soeben fämen sie von einem fernem Kriegsschauplatz, wo sie ihren schwarzen Landsleuten bei der Vertreibung der Engländer durch ihre große, unsichtbare Macht geholfen. Sie seien bereit, auch dem Volke der Amazona zu helfen, und er (Mschlakaja) solle ihr Bote sein und ihre Befehle den Häuptlingen aller umwohnenden Stämme verkünden. Falls man ihnen glaube und ihre Hilfe annehme, würden ganz außerordentliche Dinge vor sich gehen. Ereignisse so wundersam und groß, wie sie bisher unerhört gewesen seien im Lande der abantu (des Kaffernvolkes).

So die Sage, wie sie gegenwärtig unter den hiesigen Einwohnern kursiert. Ob ein Körnchen Wahrheit an der Sache ist, ob nämlich Mschlakaja und seine Tochter wirklich mit fremden Männern am Flusse verkehrten und von diesen betrogen wurden, oder ob das Ganze nur ein Machwerk eines schlauen Häuptlings war, der die beiden zu politischen Zwecken missbrauchte, wer kann das heute sagen? Tatsache ist, daß schon eine große Gärung im Volke gegen die Engländer da war; die Amazona hatten schon im Jahre 1835 und 1847 versucht, das verhaftete Joch der weißen Ausländer abzuschütteln und hatten erst im Jahre 1853 notgedrungen die englischen Friedensbedingungen angenommen. Der alte Haß aber war geblieben, und es bedurfte nur eines Funktens, um das Pulverfaß neuerdings in die Lust zu sprengen. Und dieser Funke fiel.

Die Erzählung Mschlakajas und seiner Tochter, die seitdem immer wieder zum Flusse ging und immer neue Befehle und Offenbarungen mit nach Hause brachte, zündete wie der Blitz. „Die Geister der Vorfahren sind da und wollen ihnen helfen! Was braucht es mehr? Ein Tor, der eine solch günstige Gelegenheit nicht mit beiden Händen ergreift!“ —

Die Geister der Vorfahren verlangten Opfer, man solle Ochsen schlachten. Das war ja immer so. Bei jedem wichtigen Anlaß schlachteten die Kaffern von jeher das eine oder andere Stück ihrer zahlreichen Herden. Das sicherte ihnen die Gunst der amadhlozi, der Geister ihrer teuren Ahnen, und wandte jedes Unheil vom Land und Volke ab. Diesmal war die Zahl der verlangten Opfer größer, im ganzen Lande, bei allen Stämmen sollte fleißig geopfert werden. Was verschlug's? Vieh war ja in Menge da, und die von den Geistern in Aussicht gestellte Hilfe war ja einzig in ihrer Art.

In aller Eile wurden Boten zu allen Stämmen diesesseits des Großen Keifusses gesandt, und alle Häuptlinge wurden von den neuen Wundern in Kenntnis gesetzt und zu treuer Mitwirkung am großen Werke eingeladen. Kaffaria sollte frei werden, und darum mußten vor allem große Opfer dargebracht werden! Mit einem Schlag war das ganze Kaffernland in heller Aufregung. Maqoma, Pato, Stofoe und wie die großen Häuptlinge alle hießen, verbanden sich mit dem Scaleka-Fürsten Sarili und begannen zu schlachten.

Die englische Regierung hörte von der Sache und ließ dem Scaleka-Häuptling einen vertraulichen Wink zugehen, er könne zwar in seinem Kraale handeln, wie er wolle, sie müßte aber dagegen Protest erheben, daß er Leute, die zu den britischen Untertanen zählen, aufforderte, freuentlich ihr Hab und Gut zu zerstören. Falls er von diesem Beginnen nicht ablässe, würde man in exemplarischer Weise gegen ihn einschreiten. Doch eine solche Drohung hatte unter den obwaltenden Umständen wenig mehr zu bedeuten. Warum noch lange die Engländer fürchten? In wenigen Wochen waren sie alle über die Grenze gejagt. Bald wendet sich der Spieß; nur Geduld! Schon stehen unsichtbare Rächer para, dem armen schwarzen Volke zu helfen!

Wohl gab es auch einige Klügere unter den Kaffern, welche der Geschichte nicht recht trauten, und der christliche Häuptling Kama setzte alle Hobel in Bewegung, seinen schwarzen Landsleuten den unbegreiflichen Mißgriff klarzulegen, umsonst, er und alle übrigen wurden einfach niedergeschrien. Wer nicht mittat, galt als Abtrünniger und als Verräter an der heil. Sache; andere gaben aus Schwäche nach, wieder andere schlachteten ihr Vieh, einfach weil der Chief oder Häuptling es so wollte, kurz, die Sache nahm ihren Lauf; es war, als ob das ganze Land eine Art religiösen Wahnsinns ergriffen habe.

(Fortsetzung folgt.)

Ernteleben im Kaffernland, Dreschen, Mahlen, Kochen usw.

Die Einheimung der Feldfrüchte ist alljährlich ein großes Ereignis im Kaffernland, und alle verfügbaren Kräfte werden dazu eingepanzt. Bei der Maisernte werden die gepflückten Kolben auf dem nackten Boden aufgeschichtet, und die ganze Gesellschaft setzt sich im hellen Sonnenschein rings herum in einen Kreis und beginnt mit großer Gelöschtigkeit die äußere weiße Hülle davon abzustreifen. Das scharfe Sonnenlicht gibt der arbeitenden Gruppe einen ganz merkwürdigen Lichteffekt, denn die weißen Hüllen stehen von den dunkelbraunen Händen und dem ganzen der Schokolade ähnlichen Kolorit der Menschen recht malerisch ab.

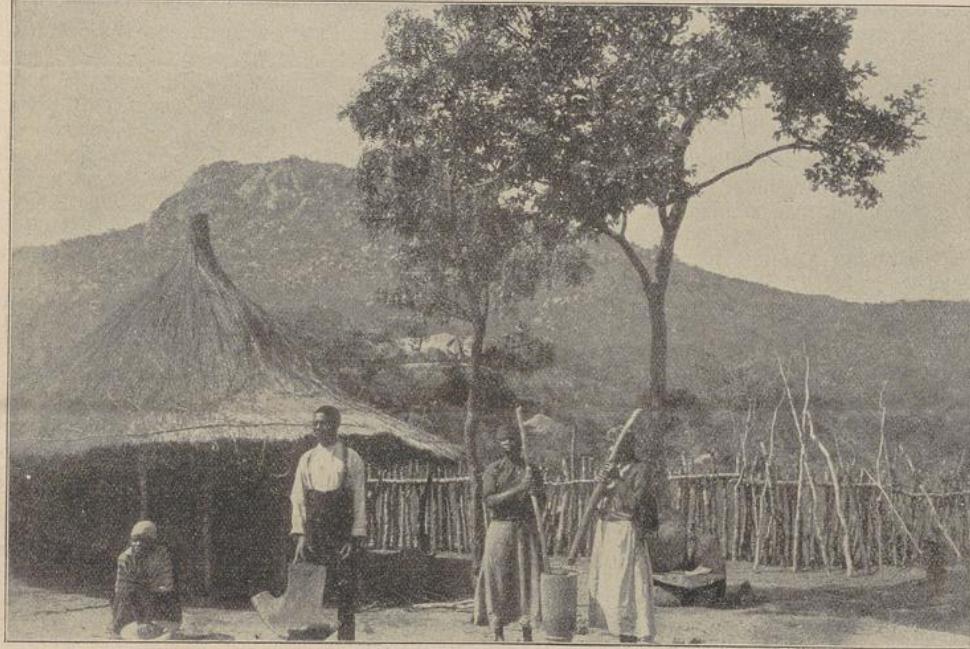
Die Maiskörner selbst werden durch Reiben vom Kolben losgemacht und dann in eigentümlichen Vorratskammern verwahrt. Meistens sind das Gruben, die im nahen Vieh kraal ausgeworfen werden. Sie werden ganz mit Dung überdeckt, und die Flüssigkeit, welche durch die Erde sickert, macht den hier vergrubenen Mais säuerlich, schützt ihn aber auch gegen den äußerst gefährlichen Kornwurm. Der Geschmack einer Frucht, die in solch einer Grube gelagert hat, ist für den Gaumen eines Weißen im höchsten Grade widerlich, für den eines Kaffern dagegen geradezu delikat. Jetzt hat die Sache bei ihm erst Kraft und Leben bekommen und nun weiß er, was er genossen hat! Das Vieh und alles, was von ihm kommt, ist gut. Nebriegen wird die Frucht nicht

immer in diesen Gruben, sondern vielfach auch in eigenen Hütten innerhalb oder hart außerhalb der Kraal-Umzäunung aufbewahrt.

Anders geht man bei der Amabele-Frucht zu Werke. Die Fruchtwiegel werden oben in mäßiger Länge abgeschnitten und in kleine Garben gebunden. Vor dem Dreschen wird ein Platz schön eingeebnet und mit Kuhmist überstrichen, um ihn glatt und fest zu machen. Die Garben werden darauf ausgebreitet, und nun beginnen die Frauen und Mädchen in knieender Stellung mit Stecken darauf loszuschlagen, bis gründliche Arbeit getan ist. Manche bestreichen zuvor das Gesicht mit Ocker, um sich so gegen den feinen, beißenden Staub zu schützen, der beim Dreschen in die Poren eindringt. Die Mütter haben bei all

Reinigung nur eine sehr unvollkommene ist, und noch viel Schmutz und Staub zurückbleibt, ist klar, wird aber von den Schwarzen gerne mit in den Kauf genommen. Die Masse weist ein ansehnlicheres Quantum auf, ja gewinnt sogar an Wohlgeschmack, wie die Kaffern fest und steif versichern. Der Weizé, der hier anderer Meinung ist, versteht einfach von solchen Dingen nichts.

Doch die Frucht muß nicht nur gedroschen und gereinigt, sondern auch gemahlen werden. Ist eine Mühle in der Nähe, die natürlich immer einem Weizen gehört, so tragen die Frauen Mais und Amabele dorthin und tauschen die Frucht gegen Mehl um; wo nicht, so behelfen sie sich auf folgende Weise: Sie nehmen einen breiten Stein, der durch den Gebrauch von Generationen muldenförmig ausgehöhlt ist, legen einige



Aus dem Missionsleben in Keiland.

diesen Arbeiten ihre kleinen Kinder auf dem Rücken. Daß letztere dabei oft böß geschaukelt werden und ihr kleines Stumpfnäschchen oft hart an den Rücken der Mutter stoßen, wird als etwas Selbstverständliches angesehen und nicht weiter beachtet. Des Menschen Leben ist ein Kampf von Jugend auf, sagt schon der Dulder Job. Soll eine große Menge Amabele gedroschen werden, so werden vielfach Ochsen dabei benutzt; man treibt sie paarweise aneinander gekoppelt, solange über die Lehren hin, bis diese gehörig ausgetreten sind.

Eine Windmühle hat der Kaffer natürlich nicht; auch das Worfeln des Getreides kennt er nicht, und dennoch muß dasselbe gereinigt werden. Die Kaffernfrauen gehen dabei auf folgende Weise zu Werke: Sie füllen einen aus Binsen geflochtenen Korb mit Amabele und schütten den Inhalt aufrecht stehend in einen zweiten, am Boden stehenden Behälter. Der Wind bläst dabei die leichte Spreu, sowie Staub und Schmutz hinweg, während die schwerere Körnerfrucht in den unteren Behälter fällt. Der Prozeß wird nötigenfalls ein oder zweimal wiederholt, daß aber trotzdem die

handvoll Getreide hinein und besprengen die Masse mit etwas Wasser, wozu bloß die nothgemachten Finger benutzt werden. Zum Mahlen selbst nimmt man einen kleineren Stein, er ist rund und langgestreckt und wird ähnlich gehandhabt wie etwa der Nudelwalzer von einem zivilisierten Koch. Hält die mahlende Person die Frucht für genügend verkleinert und zerrieben, so schiebt sie das Mehl auf eine gut geslochtene Binsenmatte, wo sich allmählich der ganze Vorrat ansammelt. Daß sich auch manche Steinpartikelchen und sonstige Fremdkörper in diesem Mehle finden, liegt auf der Hand. Der Europäer hält so etwas für unappetitlich oder gar der Gesundheit in hohem Grade gefährlich. Der Kaffer nimmt's da weniger genau, und sein Straußennmagen verarbeitet solche Dingerchen mit Leichtigkeit.

Das Mehl ist fertig, jetzt kann gekocht werden! Wenn wir einer kaffrischen Volksrage, die aus uralter Zeit stammt, Glauben schenken dürfen, so mandten die Schwarzen früher zur Zubereitung von Speisen heiße Steine an. Gegenwärtig geschieht das nicht mehr. Maisbrei, wohl die gewöhnlichste und beliebteste Speise der Kaffern, wird dadurch bereitet, daß

man in einen großen dreifüßigen Kessel, den man mit Wasser gefüllt und über ein offenes Feuer gestellt hat. Mehl hineintröpfelt, sobald das Wasser zu sieden beginnt. Als Frührlöffel dient ihm das nächstbeste Stück Holz, das er gerade zur Hand hat. Kann er Salz und Zucker haben, so muß auch davon eine ordentliche Portion hinein. Hat sich das Mehl gut mit dem Wasser vermischt, so kommt der Deckel auf den Tropf, doch so, daß eine kleine Spalte offen bleibt, durch die der Dampf entweichen kann. Jetzt kann man den Kessel samt seinem Inhalt so ziemlich sich selbst überlassen, ohne sich viel darum zu bekümmern oder in unkluger Weise an ihm herumzumanipulieren. Denn es soll sich nun am Boden des Gefäßes eine starke Kruste bilden, welche die ganze Masse mit einem feinen Aroma durchdringt. Es darf schon ein wenig „brandeln“, das macht nichts; durch zu langes Umröhren aber würde der Brandgeruch zu stark, und das muß vermieden werden.

Ist die Speise gar, so wird sie in ein hölzernes Gefäß getan, so man eines hat, und in aller Gemütsruhe verzehrt. Man bedient sich dabei der bloßen Finger, die schön zierlich aneinander gelegt und nur bis zum ersten oder zweiten Glied in die Schüssel getaucht werden. Das gilt ihnen als durchaus anständig. Hat man aber einen Löffel zur Hand, so benutzt man diesen; das ist aber dann schon fein und nobel, ganz nach Herrenart. Die am Boden angebrannte Kruste dient als großer Leckerbissen, wovon jeder seinen Teil haben muß. Er vertritt die Stelle unseres Desserts, ist die Tasse Kaffee, das Gläschen Likör, kurz, der feine, würdige Abschluß der splendiden Mahlzeit.

Im Frühjahr, wenn die ersten Maiskolben reifen, wird die Frucht auch am Feuer gewöstet. Das ist wirklich eine Delikatesse, die auch dem Europäer trefflich mundet, nur muß man gute Zähne dazu haben, denn die Körner sind hart. Uebrigens werden die Kolben auch im Wasser gesotten, wodurch sie weich werden. Der Kaffer macht da in der Regel weniger Umstände und läßt die Kolben auch grün, so wie er sie auf dem Felde geplückt hat; bei ihm ist alles „kumandi kakulu“, überaus lecker und fein! —

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem schwarzen Heidentum.

St. Michael. — Ein gewisser uGuguda Newadi, in der Nähe unserer Station wohnhaft, erzählte den Arbeitern folgende Schauergeschichte:

Drei Mädchen gingen nach Umzinto, um im Store daselbst Bohnen zu kaufen. Es waren zwei erwachsene und ein kleineres Mädchen; ob Heiden oder Christen, weiß ich nicht. Gegen Abend verließen sie Umzinto, um nach Hause zu gehen. Auf dem Wege kehrten sie in einer Hütte ein und baten um Nachtherberge. Eine Frau, die allein zugegen war, erlaubte es und wies den dreien eine Hütte an. Als es zu dunkeln begann, trat ein Mann in die Hütte, sah die Mädchen und fragte die Frau, wer die Fremden wären, und — woher, wohin? Sie gab kurzen Ausschluß, und der Mann entfernte sich. Die Mädchen bereiteten sich jetzt zur nächtlichen Ruhe, legten die Bohnensäckchen als Polster nieder, hüllten sich in ihre Decken und waren bald eingeschlafen. Doch nein! Das kleinere Mädchen konnte nicht einschlafen. Es hörte — wie es später aussagte — eine innere Stimme, die zu ihr sprach und sie unaufhörlich mahnte: „Wache! Schlafe nicht!“

Nachdem es völlig dunkel geworden, kam die Herbergsmutter ein über das andere Mal, schaute nach den schlafenden und verschwand aufs neue. Da wurde der Kleinen, die verstohlen alles bemerkte, noch banger zu Mute und sie wurde von großem Schrecken befallen in der sicheren Ahnung, daß etwas nicht in Ordnung, ja daß etwas Böses im Werke sei. Sie wachte die beiden anderen Mädchen auf, um ihnen ihre eigene Befürchtung mitzuteilen; diese aber wiesen die kleine Ruhestörerin, schlafrunken, wie sie waren, ab, und schliefen zu ihrem Verderben weiter.

Da, auf einmal wirkt die Türe von außen geöffnet, und vier Männer mit Speeren bewaffnet treten ein! Diese sehen und zwischen ihnen durch die kleine Öffnung sich ins Freie stürzen, war für das Kind das Werk eines Augenblicks. Wohl schleuderte einer der Männer seinen *Assagai* der Fliehenden nach und verwundete sie in der rechten Hüfte, doch nur leicht, so daß sie ihre Flucht fortsetzen konnte. Wie ein gescheuchtes Reh rennt sie vorwärts in der Richtung der Straße zurück nach Umzinto zum Store, wo sie die Bohnen gekauft hatte. Sofort wird Alarm geschlagen, Europäer kommen zur Stelle, lassen sich von dem Mädchen den Vorfall erzählen und schon nach wenigen Augenblicken ist unter Führung des Mädchens ein Trupp von Weißen und Schwarzen nach dem Schreckenskraal auf dem Wege. Bald ist die Hütte, welche das Kind als die Stätte der Untat bezeichnet, erreicht, sie wird umzingelt, man klopft an der Tür und fordert Einlaß. Weil keine Antwort erfolgt, wird sie aufgebrochen. Bei ihrem Eintritte finden die Männer das Weib, welches das Mädchen sofort als die Herbergsmutter erkennt. Auf dem Boden der Hütte ist eine große Blutlache.

„Wo sind die vier Männer mit ihren Waffen, die hier eingedrungen, wo sind die beiden Mädchen, die mit diesem Kinde hier die Nacht verbracht?“ herrschten die Leute von Umzinto das Weib an. „Ich weiß nichts,“ war die Antwort. Da wurde es Ernst! Man legte Hand an das Weib und unter Androhung der schlimmsten Folgen wiederholte man die Frage: „Wo sind sie?“ „Sie sind drüber im Tale verschwunden“ kommt es jetzt von den Lippen des Weibes. Sofort geht alles durch dick und dünn nach der bezeichneten Richtung. Dort angekommen, bietet sich ihnen ein gräßlicher Anblick dar! Die vier Teufel in Menschengestalt waren noch eben dabei, die Leichen ihrer Opfer aufzuschlitzen und einzelne Organe herauszuholen zum Zwecke von abergläubischen Medizinien, die sie bereiten wollten. —

Im Nu sind die Menschenräuber überrumpelt, niedergeworfen und gefesselt. Wie viele Hiebe und Püffe es auf den Rücken dieser Schandbuben abgesetzt hat, ist leider nicht registriert worden. Die herumliegenden Körperteile der grausam gemordeten Mädchen wurden in Säcke verpakt, und nun ging der Marsch zurück nach Umzinto zum Gericht. Wie dieser Zug in nächtlicher Stunde sich vollzog, läßt sich bei der gerechten Wut, die sich der Truppe bemächtigt hatte, leicht vorstellen. Was weiter geschehen, wußte der Erzähler damals nicht, was ich aber als Richter getan hätte, weiß ich wohl.

P. Grasmus.

Wer hilft uns, dem Herrn einen würdigen Altar bauen?

Triashill, 1. März 1913. — Unsere neue Missionskirche ist fertig! Auf sonniger Bergeshöhe, rings von einer ganzen Gebirgskette umgeben, blickt sie gar freund-